

Unterhaltungs-Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 149.

Donnerstag, 30. Juni

1927.

(2. Fortsetzung.)

Eine Nacht im Russischen Klub.

Roman von Elisabeth Dill.

(Nachdruck verboten.)

Nun brannte das Feuer endlich, die Scheite glühten rot, und es begann warm zu werden, in dem großen Zimmer.

Bianca fühlte sich allmählich in dem tiefen Sessel am Ofen, die Füße gegen den Rost gestemmt, von der Wärme durchdrungen.

"Bringen Sie mir mal meine große Handtasche . . . Und den Tee, bitte."

Die Amme, die eine große, silberne Fürstenkrone auf der Tasche bemerkte hatte — sie war nicht zu übersehen —, brachte die Tasche und ging, daß Teewasser aufzusehen. Als sie wieder kam mit dem Teegeschirr, war die Dame, die ihr da ins Haus geschneit war, gerade dabei, sich die Augenbrauen mit einem Stift nachzupinseln . . .

"Na, was schauen Sie mich so an? Haben Sie das noch nie gesehen?"

"Nee . . ."

"Nun lassen Sie sich nicht stören."

Und die Prinzessin fuhr fort, sich die hellen Brauen dunkel zu malen, den Mund rot zu färben, das Gesicht wurde leicht überpudert mit einer kleinen rosa Quaste.

"Die Hände kann man sich wohl auch irgendwo waschen?"

Die Amme stieß die Tür zum Nebenzimmer rechts auf und zündete zwei Kerzen vor dem Toilettentisch an. Es war ein sehr großes, helles Schlafzimmer, sehr geordnet, etwas kühl, die Rückwand über beide Betten war mit einer leichten Wandbekleidung aus hellblauer Seide bespannt, auf dem Toilettentisch stand sie frisches Wasser, Eau de Cologne und Seife.

"Also, hören Sie mal, Sie heißen Auguste . . . Das hab' ich mir gedacht. Ich kann den Menschen nämlich ansehen, was sie für Vornamen haben. Mein Vetter kam schon als „Fedor“ zur Welt . . . Ich kann auch den Leuten ansehen, was sie für Handschriften haben und lese den Charakter aus der Handschrift — — —"

"Machen Sie det für Jeld?"

"Nein, ich mache alles, was ich tue, zu meinem Vergnügen . . . Nur diese Reise habe ich nicht zu meinem Vergnügen gemacht. Da meldet sich ja der Junge wieder . . . Fedor lächle auch so viel . . . Sorgen Sie also für das Abendessen, legen Sie nochmals Holz auf den Ofen und machen Sie, daß der Bengel aufhört zu schreien . . . Das ist ja nicht auszuhalten . . . Solange er so schreit, will ich ihn nicht sehen. Ich kann Kinder erst vom vierten Jahr ab vertragen. Nachher kann ich's ganz gut mit ihnen. Ich habe ein paar kleine Neffen, denen ich Mühlen und Capes hälle und Elefanten nähe."

"Det kennen Sie doch?"

"Ich kann alles, was ich will . . . und Sie können das auch . . ."

"Ja nich . . . ich kann nich malen und kann kein Klavier spielen . . ."

"Dafür können Sie aber ein Kind nähren, das kann ich zum Beispiel nicht . . ."

Die Amme lachte, das harte Bauerngesicht zerriss. "Nee, Sie sind doch zu komisch . . . gnä . . . Frau . . . oder wie soll man Sie anreden?"

"Einfach Madame . . . Wenn ich reise, bin ich

Madame. Das andere ist Ballast, ich schlepp' mich nicht gern . . .

Aber, daß sie nicht einmal Zentralheizung hier draußen haben! Die Vorstellung, daß das Feuer ausgehen könnte, macht mich frösteln. Ich kann keins anmachen, ich wäre dem langsam Tod des Erstierens ausgesetzt. Weshalb hat man uns nicht Feueranmachen gelehrt, statt Hofnixe? Wozu hab' ich reiten und fahren gelernt? Ich habe weder Pferde noch Wagen. Und lochen kann ich nicht, keinen Knopf kann ich mir annähen, kein Kind könnte ich wickeln, geschweige denn baden . . . Ich werde auch nie eins haben, die Wahrsagerin auf der Messe in Toulouse hat mir's gesagt . . .

"Ach Gott, der Junge, ja, laufen Sie nur . . ."

Die Amme hatte den Tee gebracht. Er war stark und erfrischte die Prinzessin. Das Feuer flackerte und brannte, und die Holzscheite knackten in der Glut. Eigentlich war es ganz behaglich hier drinnen.

Plötzlich sah sie etwas, das sie noch nie in Margas Umgebung gesehen hatte. Sie stand auf. In einer Nikolovitrine, die auf schlanken Beinen neben dem Schreibtisch stand, blinkte hinter gesetzten Scheiben altes Porzellan auf rotem Damast, zarte Elfenbeinfächer aus vergilbten Alenconschuppen, die Orden verblichener Urahnen lagen ausgebreitet zwischen den Rücken von Krimolinendamen, deren schwarze Säume mit Goldblumen bestreut und mit einem wundervollen Altrosa gefilzt waren, seltene Stücke, wie ihre Mutter sie gesammelt hatte. Sie erkannte sie alle wieder. Fedor hatte sie vielleicht aus den Trümmern des Zusammenbruchs gerettet. Daneben, halb verborgen von einem Fächer, wie verschämt in eine Ecke hingestellt, zwischen einer gelben Potpourrievase und einem Altfrankentaler, gekittetem Schreibzeug, glänzte eine auffallend prunkvolle Dose.

Ihr Gold leuchtete grünlich, auf dem Deckel rahmten große Diamanten und blaue Perlen ein Blumenbulet aus Elfenbein ein, eine Girlande von Smaragden, und Perlen war seitlich um ein Wappen eingefügt, eine Fürstenkrone aus geschliffenen Diamanten saß auf die Girlande ab. Das Ganze etwas plump, mehr für asiatische Geschmack berechnet, aber immerhin ein Wertstück, von dem sie sich nicht erinnerte, wie es in dieses Haus gekommen war. Und weshalb man es in diese Ecke stellte? War es zu wertvoll oder — — zu in die Augen springend?

Aber dann schloß man es ein, tat's in ein Safe zum Bankier . . . Es war ein beunruhigendes Stück in der Tat. Es blendete, zog an — und enttäuschte durch seine kalte Pracht und seine Plumpheit — — . Die Steine waren so groß, daß man sich kaum denken konnte, daß sie echt waren.

Aber in dieser Vitrine war alles echt und von einem gewissen Wert . . . und diese Tabatière war ein seltenes Stück . . . schon an sich, es war eine Dose, wie auf Bestellung eines Fürsten gemacht, die nur ein einziges Mal existierte. 17. Jahrhundert sicherlich.

Wie mochte die Dose in Fedors Hände gekommen

Sie paßte zu Damasttapeten, Tapeten von geprägten Boulemöbeln, nicht zu gestrichenen Tannendießen und Koloseppichen.

In ihrer Verzunkenheit hatte die Prinzessin nicht die Stimmen auf dem Flur gehört, und als die Tür aufflog, stand sie noch immer und betrachtete stumm die Dose durch ihr Monokel.

"Bianca?!" rief eine helle Stimme.

Die junge Frau warf ihre Päste hin und eilte auf die Freundin zu, umarmte sie mit heftiger Bewegung.

"Dass du gekommen bist!"

"Aber Kind, Kind . . . beruhige dich doch . . . ich bin gekommen und bin da . . ."

"Wie bist du denn hergekommen? Und so rasch! . . ."

"Ich denke du bist in Paris — oder in Madrid . . ."

"War ich auch. Aber da kam dein Brief! Du schriebst: Ich b. auch dich! Da setzte ich mich in den Luxusexpress und fuhr her! Nahm ein Auto und kam zu dir heraus. Außerdem habe ich hier etwas zu tun. Übrigens alles ganz normal und angemeldet mit dieser Depesche."

Und sie reichte der sprachlosen Freundin das Telegramm . . . "Öffne und lies . . . Ankomme heute abend gegen sechs, bleibe drei Tage Berlin, möchte bei dir wohnen, erwarte dich Bahnhof. Bianca."

"Aber wie hast du denn hergefunden? Hier heraus?"

"Schlimm . . . Erfahrungen durch Regen und Wind . . . Wie kann man so weit herausziehen! Das ist ja das reinste Wildwest . . . und die Häuser nicht einmal bewohnt . . . Ein Briefträger zeigte uns den Weg . . ."

Marga hatte ihren Mantel abgeworfen und stand in ihrer überschlanke Zartheit vor der Freundin . . .

"Wir sind froh, überhaupt eine Wohnung gefunden zu haben. Als Fedor aus dem Krieg kam, hatten wir keine eigene Wohnung, und so zogen wir zu Mama . . ."

"Oh, das muß lustig gewesen sein. Habt ihr euch denn vertragen mit Madame?"

"Ja, bis das Kind kam . . . Der Junge . . . den sie sich immer so wünschte . . . Aber Theorie und Praxis . . . Um ein Kind sind viel Sorgen und Leiden — Schon ehe es kam . . . die Operation und das Krankenhaus . . . Das hat viel Geld verschlungen, alles, was wir uns gespart hatten, ging drauf. Und dann . . . Mama vertrug sich mit Fedor nicht, das Kind vertrug meine Milch nicht und die Amme vertrug sich nicht mit Mamas Köchin . . . Fedor suchte sich eine Stellung, fand sie endlich an dieser Fabrik, mit einem elenden Gehalt, von dem wir nun leben. Aber es reicht nicht. Und dazu die ewige Sorge, ob man sein Dach über sich behält, ob man uns das Haus nicht überm Kopf verkauft oder ob man die Miete nicht steigert. Neue Kleider, neue Moden, Autos, Feste, Theater, Konzerte, neue Bücher sind für uns Märchen geworden. Ich sehe Autos immer vorübersfahren, sehe nur noch von Bäumen, aber wir sehen nichts mehr davon. Ich sehe nur das Kind, die Amme, die Küche, den Wald — und abends den müden Fedor mit der Zeitung auf dem Sofa . . . Und nach dem Essen die Zigarette und dann geht man schlafen."

"Aber das ist ja ein Hundeleben, Marga! Von Sorgen schreibst du nie."

"Fedor hat es mir verboten. Und wozu von Zahnschmerzen schreiben, wenn man mir nicht helfen kann? Eine eigene Wohnung, Bianca, irgendwo und wenn's am Ende der Welt war . . ."

"Und weshalb zog ihr in dieses entsetzlich entlegene Haus, um das im Winter die Wölfe heulen?"

"Liebe Bianca! Hier kann man Wohnungen nicht mehr mieten, sondern muß sie kaufen, verstehst du! Zu einer Wohnung in der Stadt konnten wir das Geld nicht aufbringen, und wir waren froh, als uns jemand dieses Haus verriet. Ganz heimlich sind wir hergegangen, bei Nacht, wir haben's uns gar nicht ordentlich besesehen, es war ein Dach über uns, eine Wohnung, in der man sein eigener Herr ist . . . Ich hatte die Absicht, mit ein Atelier einzurichten . . . Aber bei dem Jungen — und diesen Dienstboten! Du lächelst? Ach ja, du kommst ja aus der großen Welt. Wie gut siehst du aus! Unverändert. — Du bringst einen Duft mit, von Spanien oder Paris . . . wie ein Parfüm. Die schönen Tulpen dort in dem Glas, die hast du mir mitgebracht? Von der Riviera? Und gestern warst du noch in Paris . . ."

"Und wo wohne ich?" fragte Bianca.
"Das arrangieren wir schon, und wenn ich dir mein eigenes Bett geben muß. Fedor zieht in die Bodenklammer. Ich lasse dich auf keinen Fall fort. Aber, daß du gerade heute kommen mußtest, in das Durcheinander . . . Und dann — heute hat Fedor seinen Regimentsabend! Er ist der Vorstand."

"Läßt ihn ziehen! Mann in die Versenkung. Wir sind dann ungestört. Dazu kam ich ja her . . . Also deine Mutter wohnt nicht mehr auf ihrem Schloß in der Mark?"

"Längst nicht mehr. Sie ist in ihre Stadtwohnung übergesiedelt, das Schloß hat sie verschleudert, weil niemand jetzt Schlösser faust . . ."

"Aber ihr Palais in der Stadt?"

"Das ist beschlagnahmt. Sie bewohnt fünf Zimmer davon, schlägt sich mit den Mietsleuten herum, hat einen Mieterrat im Haus . . . Die Mieten werden ihr geplaudert für Steuern und Reparaturen . . . Ihre Rente, die Papiere, das ganze Vermögen ist fortgeschwommen in der Inflation, der Rest war Kriegsanleihe . . . Fedor hielt darauf . . . Wagen und Pferde sind abgeschafft, sie geht zu Fuß, hält keine Bedienung mehr . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Der Wegweiser.

Er reist die dürren Arme übers Land,
Läuft altersgrau mit ausgefurchten Augen
Des Lebens wechselnd Spiel vorüberfliegen,
Selbst in des Dienstes starre Thron gebannt.
So ragend wie ein Leuchtturm steil am Strand,
Dem tief zu führen sich die Wellen wiegen,
Steht er in weiter Schau die Straße liegen
Und fern enttauchen unterm Himmelstrand.
Ihm bleibt verborgen nichts von Menschenwesen,
Da er dem Glück und Unglück gibt Geleite
Und gleiches Wandersziel verheist für beide.
Sein stummes Winken lädt die Inschrift lesen,
Doch, so verworren auch die Wege scheinen,
Doch heimwärtswandernd alle sich vereinen.

Heinrich Heine.

Ameisen-Abenteuer.

Von J. J. Rubpiel.

Über den Nadelboden kriechen eilig und flink, ratslos und unauffällig die kleinen, unauslöschlichen Tierchen, braune, fuchsige, schwarze Ameisen. Die heiße Mittagssonne glüht auf ihren hohen Bohnhügel, der als Solt und tragende Balen die kleinen Zweige einer winzigen Jungianne benutzt. Ein prächtiges Haus ist es, ein Wollenträger im Reich der Ameisen, ein Turmhaus aus Pilzenstoffen und Erdkrümchen, aus Nadeln und Zweigstücklein. Wenn ein amerikanischer Wollenkratzer den Baurekord dieser fleißigen Tierchen schlagen wollte, dürfte sein Wollenträgerdach unter sechshundert Meter liegen. Die zwei Eingänge des Ameisen-Turmhauses am Rande der Tannenschönung, in der Nachbarschaft des Eichenjungwaldes sind so versteckt, daß sie kaum auffindbar sind.

Ein reges Leben und Treiben herrscht in der prallgolden Sonne, die schräge Gassen in die bläulichen Schattenfinsternisse zwischen den rötlichen Tannenstämmen baut. Auf zwei bis drei Zentimeter breiten, wohlgebauten Ameisenstränen ziehen die kleinen Geschöpfchen, eine hinter der anderen hinaus, eine hinter der anderen zurück. Besonders ein kleiner Strauch am Rande des Waldweges lockt sie an. Siebig Meter etwa liegt er von ihrem Riesenhouse entfernt. Von dort kommen sie in vielen Tausenden zurück und schleppen Lasten in ihren kleinen Kiesern mit sich, die größer sind als sie selbst. Rindenstückchen, Blattstücke, Samenhülsen, Fichtenadeln, weißer Kukuk, was alles. Eine lange Kolonne arbeitet in der Straße, die in die entgegengesetzte Richtung des Strauches in den Nadelwald führt. Unermüdlich sind sie daran, kleine Steinchen, Stückchen Holz, Grashälmchen wegzu tragen und wegzu zaubern. Unter einer Wurzel bohren sie einen langen, kunstvollen Tunnel sogar.

Der Hügelbau dieses hier wohnenden und Zehntausende von Mitgliedern zählenden Ameisenvolkes scheint noch nicht fertig zu sein. Unzählige schleppen noch ausgeschachtes Material aus dem Inneren heraus. Andere nehmen es über

Ihrem halb unterirdischen Wohntempel. Sie ergraben kleine Hügel mit trichterförmiger Einlentung darauf und bohren oben ein kleines Löchelchen hinein, einen neuen Eingang.

Wenn man vorsichtig einen Teil des Baues abhebt, sieht man, wie kunstvoll und vorausschauend ein solcher Bau angelegt ist. Im oberirdischen Teil laufen nur zahlreiche Gänge, die alle zu der unterirdischen Wohnstätte führen. Man sieht das eigentliche Ameisenfest, das aus Gängen, Galerien und Höhlen besteht, die nach dem Zentrum zu sich immer enger zusammendrängen. Ein richtiges Bergwerk! Wo aber nicht geraubt und Kohle gebrochen wird, sondern die Früchte der Arbeit aufgestapelt werden, neue Völker entstehen, der Nachwuchs aufgesogen wird. Ja, und unterirdische Gänge führen zu anderen Festen und Städten desselben Volkes in der weiteren Nachbarschaft. Man sieht geflügelte Männer und Weibchen in den Höhlen, die nicht arbeiten, sondern denen allein die Fortpflanzung obliegt, die ernährt werden von den vielen Tausenden der flügellosen Arbeiterinnen, verkümmerten Weibchen, die sich den ganzen langen, lieben Tag für ihre Herrschaften abmühen müssen.

*
Einige Ameisen putzen sich vor dem Bau und machen Toilette. Sie helfen sich gegenseitig. Die Vorderbeine benutzen sie als Kamm und Bürste und rücken und säubern wie Rägen ihren ganzen Körper. Zuweilen reinigen sie diesen ihren Kriegerapparat mit den großen, beweglichen Kiefern. Und dort kniet sich eine Ameise nieder, legt sich unter das Gesicht der anderen und bleibt still liegen. Sie ordnete weiß, was los ist und um was sie gebeten wird. Sie friert ihre Kameraden, rollt ihn hin und her und spielt mit ihm. Es ist Ruhepause in der Arbeit. Aber plötzlich kommt ein neues, geheimnisvolles Kommando, und alle Ameisen, die untätig vor dem Bau lagen, eilen wieder von dannen, schleppen Nahrung, Baustoffe heran, helfen den zu schwer beladenen Genossinnen, unterstützen sie oder tragen die ganz müde gewordenen mit der großen Friedlichkeit und Aufmerksamkeit. Plötzlich aber stößt eine Meise nieder, eine Blaumeise, und gabt mit dem Schnabel eine ganze Gruppe der ahnungslosen Tierchen, und fliegt wieder weg. Verwirrung, Staub entsteht in dem Gewimmel. Zwei Ameisen sind entkommen, aber verletzt und verloren vergebens, von der Stelle zu kriechen. Zwei Kameraden kommen heran und nehmen die Verwundeten zwischen ihre Kiefer. Unter starker Bedeutung trägt man sie, mit Absicht, in den schlüpfenden Bau.

Anderer kriechen lange Grasstränen nahebei empor und sammeln den süßen Kot ihrer Milchkuhe, der Schielläuse, kriechen Straußweine entlang und verfolgen die Spur der Blattläuse, um möglichst viel von dem süßen, honigartigen Stoff zu bergen. Einige scheinen unzufrieden mit dem Ergebnis zu sein, denn man sieht, wie sie mit Blattläusen zwischen den Kiefern die Zweige wieder herablassen und ihre Milchkuhe auf andere Zweige bringen, auf eine andere Weide.

*
Wiederum entsteht eine große Bewegung. Eine große Heerschar von Amazonenameisen, die zur Arbeit und Nahrungsbeschaffung verkümmert sind, aber mächtig stark und mit riesigen Kiefern ausgestattet, von Beutezügen leben und aus den erbeuteten Kokons und Larven sich Sklaven und Nahrungsarbeiter heranziehen, stehen plötzlich in einer gewaltigen Masse vor dem Ameisenbau. Schon sind sie gemeldet. Tausende der kleineren Ameisen bedecken im Nu die Oberfläche des Baus. Sie sprühen den dünnen Giftstrahl ihrer Ameisensäure wie winzigen Fontänengischt den überstarlen Amazonenameisen entgegen. Die Lust riecht nach scharfem Essig. Aber mutig stürzen sich die Amazonen in das Gewimmel, schleudern mit ihren Kiefern die schwächeren Gegner beiseite und dringen zu Hunderten in die unterirdischen Höhlen ein. Vor ihnen sind schon die flüchtenden Besitzer des Baus hineingestürzt, mit Larven und Kokons in den Kiefern stürzen sie fluchtartig wieder hinaus und suchen das Weite. Aber in ihrer Angst und bei ihren grossen Verlusten haben sie nicht alle Larven und Kokons mitnehmen können. Die Amazonen kommen in dichtgeschlossenen Scharen bald aus allen Löchern wieder hervor und machen sich mit ihrer Beute davon, wütend von den Geplünderten darauf verfolgt. Sie hängen sich an die Beine der starken, kühnen Gegner, beißen hinein, trüpfeln Ameisengift in die Büswunden. Doch der starke Gegner wendet sich um. Seine Kiefern gleiten zurück. Er packt den unterlegenen Verfolger, der seinen Besitz wieder haben will, und durchbohrt ihm von zwei Seiten den Kopf.

*
Wer kommt unten vom Baum? Ein kleiner, aus dem lockeren Eichenbestand ein Hirsch mit prächtigem Gehörn. Hochbeinig und grazil trug der breiten, weiß-blonden Brust zieht er über das sonnige Gras, halb im Schatten des Laubes dahin. Wohin wird er sich wenden? Er ist erst etwa, dass den linken Vorderfuß rastend vorgestreckt. Tändelnd, schnauzend kommt er näher, bis er die Ameisenstätte sieht, reicht. Gemächlich kommt er noch näher, bis er vor der Wohnpyramide steht. Dann stupft und tritt er mit allen vier Füßen hinein, von tausend, abertausend kleinen Giftfontänen der Ameisen getroffen. Seine hornigen Hufe treten Hunderte tot. Gleichgültig ist ihm das. Er liebt es, auf diese Weise ein Ameisensäurebad zu nehmen. Esgigdurstig zieht der ungeheure Riese und zerstört wieder ab, eines von den vielen Schissalen, gegen das keine Ameisenkraft gewachsen ist.

Von den Zweigen einer höher gewachsenen Tanne läuft sich eine Spinne am selbstgewebten Faden hinab und baumelt philosophisch und unantastbar über den wimmelnden, fleißigen Zwergen, die durch die Ordnung ihres Staates allem verhindenden Unheil entgehen.

Antennen.

Von Karl Demmel.

Strassen, Blätter, Dächer, Gärten und Höfe haben sich verändert, haben über sich hin einfache oder doppelt gespannte bronzenen Drähte laufen. Die Wissenschaft hat diese Drähte als "Antennen" bezeichnet. Der Name, fremdländischen Ursprungs, sagt nichts. Empfängeranlage ist deutsch und erscheint uns reichlich — gesiert, Antenne sagt alles bildliche mit drei Silben, das deutsche Wort benötigt deren sechs. Der Erdball ist um ein Netz von gespannten Drähten wohlhabender geworden. Von der großen Schwesternantenne auf den schwindeln-hohen Funktürmen hören die kleinen Empfängeranlagen im Reich des Wellentreibes neuigert alles ab.

Auch das Telefon können die Antennen manchmal besuchen. Elektrischer Strom färbt Stimmen, lässt Sinfonien brausen. Wir nennen es Radio.

Auf einjamsten Bauernhöfen, in idyllischen Dörfern, von Kirchtürmen und Schornsteinen herab, in dunitigen Industriestädten, beschaulichen und behäbigen Nestern deutscher Kleinstadt, in der Großstadt, am Meer .. überall schaueln Antennen im Winde.

Die Musik Beethovens schwebt durch den Weltentraum, das Ergrübelste irgend eines Gelehrten schwingt hinweg über Länder, Flüsse und Gebirge. Und jede geschaltete Antenne zieht vom Ton, vom Wort.

Schenkte uns Erfindergeist nicht etwas Köstliches? Unscheinbare, wetteräste Drähte bringen dem einsamsten Hause, mag es noch so versteckt liegen, die Welt, die Werke unvergänglicher Meister, Worte junger Dichter, Gesang nachtigallslater Stimmen.

Alles, was redet, was tönen den Ausdruck hat, hört die Antenne, hört das Ohr des meilenweit entfernt sitzenden Menschen.

Die Antenne selbst ist so anspruchlos, sie friert in der Kälte, sie schmückt sich mit Rauhreif, sie lädt Regentropfen an sich entlang laufen, gibt manchmal einem Vögelschen einen Auhepunkt.

Der beste Freund der Antenne ist der Briefträger, der für ihr Dasein Miete beansprucht, Gebühren, wie es amtlich heißt. Und diese Gebühren will der große Funkturm haben, damit immer und immer neu das Aussenden all des Guten und Schönen gelingen kann.

Manche Antenne sieht stolzer aus als ihre Schwester, ist höher hinaus gespannt. Und wir Menschen sollen der Antenne dankbar sein, dass sie uns so oft stille Stunden verschont und manchmal auch köstliches Lachen in sich hat.

○○○ Scherz und Spott ○○○

Merkwürdig. Der abreisende Gast hatte seine Rechnung erhalten, und gleich danach fragte der Direktor den Oberfressner: "Gaben Sie dem Herrn in Zimmer 29 seine Rechnung?" — "Ja!" — "Haben Sie auch nichts vergessen?" — "Nicht das ich willste." — "Höchst merkwürdig", murmelte der Direktor. "Ich höre ihn noch immer in seinem Zimmer pfeifen."

Die schwerste Arbeit. "Wann ist eigentlich deine schwerste Arbeitszeit?" — "Immer vor dem Frühstück." — "Was tuft du denn da?" — "Ich muss aufsteber"

Das Reich der Technik

Die letzten Fortschritte in der Papier-Industrie.

Die Einführung der Papiermaschine vor mehr als einem Jahrhundert, die Erfindung des Holschiffes als Erzah der Kumpenfater im Jahre 1840 und des Zellstoffes einige Jahrzehnte später, stellen ohne Zweifel die wichtigsten technischen Fortschritte auf dem Gebiet der Massenherstellung des Papiers dar. Die wohlseile Tageszeitung, für jedenmann erschwinglich und jedem täglich eine kaum zu bewältigende Stofffülle darbietend, die nicht minder wohlseile Zeitschrift, sei sie nun fachwissenschaftlichen oder schöpferischen Inhalts; beide Erzeugnisse unseres „papiernen Zeitalters“ (von den anderen ganz zu schweigen) sind jedenfalls ohne diese drei gewichtigen Fortschritte nicht gut denkbar. Auf der Dresdner Jahresschau Deutscher Arbeit, die in diesem Jahr das Papier in seiner Entwicklung, seiner heutigen Herstellung und manigfaltigen Verwendung zeigt, wird das ursprüngliche Schöpfen des Papiers mit dem Handtisch aus der Blüte von zwei chinesischen Papiermachern praktisch ausgeführt. An ihrer Leistung läßt sich recht deutlich erkennen, daß ein jährlicher Papierverbrauch von 25 Kilogramm pro Kopf der Bevölkerung, wie er in Deutschland zu verzeichnen ist, oder gar von 75 Kilogramm pro Kopf, wie ihn sich der Amerikaner leisten kann, bei der Handschöpferei ein Ding der Unmöglichkeit ist.

Das handgeschöpfte Büttenpapier stellt heute einen Luxus dar, und kommt deshalb nur noch für besondere Zwecke zur Verwendung. Für Tageszeitungen und die meisten Zeitschriften wird heute das billigere, auf der Maschine hergestellte Holzpapier verwendet, das meist aus 80 v. h. Holschiff, etwa 20 v. h. Zellstoff und einigen Zusätzen besteht. Die neueren Fortschritte, die in der Papierindustrie zu verzeichnen waren, befassten sich nun zum Teil mit den Maschinen, die der Herstellung des Holschiffes und des Papiers selbst dienen sowie mit den chemischen Methoden der Ausschleierung des Zellstoffes. Beide Grundstoffe, der Holschiff und der Zellstoff, werden aus Nadelholzern erzeugt, wobei man allgemein die Fichte vorzieht, da Kiefer und Tanne weniger Verwendung finden. Während jedoch der Holschiff lediglich durch die mechanische Zerkleinerung der Hölzer erzielt wird, muß der Zellstoff, die reine Zellulose des Holzes, chemisch erzielt werden. Bei der Herstellung des Holschiffes wird das sorgsam gesägte Fichtenholz gegen einen großen, schnell umlaufenden Schleifstein gepreßt, der die Stämme unter stetem Wasserzufluß zerfasert. Die Leistungsfähigkeit der Holzsleifer wurde in den letzten Jahren wesentlich gesteigert durch den stetigen Schleifer, eine deutsche Erfindung, bei dem zwei in einem senkrechten Schacht umlaufende Greiferketten die oben in dem Schacht eingestaverten Hölzer dem untenliegenden Schleifstein zuführen. Der stetige Schleifer hat eine höhere Leistung als die bisher gebräuchlichen Pressenschleifer und liefert auch feineren Holschiff.

Für die Herstellung der Zellulose wird das Holz auf besonderen Maschinen in etwa bohnengroße Schnübel zerhackt. Die Schnübel werden sortiert und in großen eisernen Kochern, die in den Fabriken durch vier bis fünf Stosswelle emporetreichen und 200 Kubikmeter und mehr fassen, in einer zugeleiteten Sulfatlauge etwa 15 Stunden lang bei 6 Atm. Druck gekocht. Die Lauge löst aus den Holzschnübeln das Lignin und andere die Verholzung bedingende Bestandteile heraus, und ermöglicht die Entstehung eines gleichmäßigen, bleifähigen Papierstoffes. In der Papierfabrik wird der Holschiff und der Zellstoff (beide verlassen die Fabrik mehr oder weniger trocken als pappähnliche, zusammengehaltene Pakete) im Holländer in einem bestimmten Verhältnis gemengt, gemahlen, mit Füllstoffen, auch Leim, vermischt und gebleicht. Der so entstandene Papierbrei gelangt in große Bütten, in denen ein Rührwerk und ein Knotensänger für eine gleichmäßige Dichtigkeit des Breies sorgt. Aus der Stoffbüte gelangt der Brei über einen Regulator und Sandländer zum endlosen Sieb der Papiermaschine, in deren Nah- und anschließender Trockenpartie aus der dünnen Schicht des Faserbreies ein endloses Papierband entsteht. Da die neueren Papiermaschinen infolge größerer Umlaufgeschwindigkeit und größerer Siebbreite bedeutend größere Tagesleistungen (bis zu 120 000 Kilogramm Papier in 24 Stunden) ausweisen, so hat sich im Laufe der Zeit das zu einer Tonne Papier erforderliche Arbeitspersonal recht bedeutend vermindert. Vor zwei Jahrzehnten gehörten zur Erzeugung

einer amerikanischen Tonne (907 Kilogramm) Zeitungspapier noch etwa sieben Arbeiter, heute nur noch höchstens zwei.

Auf dem Gebiete der Altpapierverwertung ist in letzter Zeit eine Erfindung gemacht worden, die sich mit der Entfernung der Druderschwärze von Altpapier befaßt. Da der Anteil von Altpapier und Papierabfällen an den Gesamtzrohstoffen der Papierindustrie etwa 9 v. h. beträgt, und der Hauptteil des Altpapiers aus bedrucktem Papier besteht, so hat die Entfernung der Druderschwärze, die nicht wie Tinte und Schmutz durch das gewöhnliche Bleichverfahren entfernt werden kann, eine siemliche Bedeutung.

Auch auf dem Gebiete der Zellstoffblecherei sind in den letzten Jahren bemerkenswerte Neuerungen zu verzeichnen gewesen. Die dem Holz je nach Art und Vorbehandlung eigentümliche Farbe überträgt es auf die aus ihm hergestellten Produkte, den Zellstoff und Holschiff. So ist der Holschiff aus dem Holz der Fichte gelblich weiß, der Tanne weiß bis schwach röthlich, der Kiefer röthlich gefärbt. Die Sulfatzellulose hat einen gelbgrauen, der Natronzellstoff einen röthlichen graubrauen Farbton. Da derartige Färbungen bei den meisten Papieren stören würde, ist eine Bleichung erforderlich, d. h. durch Einwirkung chemischer Mittel müssen die gefärbten Verbindungen in ungefärbte umgewandelt oder die gefärbten unlöslichen Körper müssen in lösliche, die auswaschbar sind, übergeführt werden. Zur Bleichung pfanzlicher Faserstoffe werden allgemein die Salze der unterchlorigen Säure verwendet. Bezug auf früher die Papier- und Zellstofffabriken die Bleichmittel aus weiterer Hand, so sind sie in neuer Zeit mehr und mehr dazu übergegangen, sich die Bleichflüssigkeiten durch Zersetzung von Alkalichlorid mittels elektrischen Stromes selbst herzustellen.

Das ähnlich dem Holschiff auf mechanischem Wege gewonnene Halbzug aus Stroh, das früher zur Herstellung des ganz gewöhnlichen Strohpapiers diente, wird heute fast gar nicht mehr hergestellt. Hingegen findet die chemisch verschlossene Strohzellulose, die kurzfaseriger, aber härter als die Holzzellulose ist, noch mancherlei Anwendung. Viel von sich reden machte in letzter Zeit die Erfindung der Maisstengelfaser, die angeblich eine hohe Ausbeute verheißt und bedeutend wirtschaftlicher herzustellen sei als der Holzzellstoff. Neu ist an sich die Verwendung der Maisstengel zur Papierherstellung nicht, wohl aber sollen erst jetzt die Aufbereitungsverfahren so weit vereinfacht worden sein, daß Papier aus Maisstengeln billiger als das aus Holz werden soll. Ob sich die hochgespannten Erwartungen des Erfinders, eines ungarischen Ingenieurs, die eine Umwälzung in der Papierindustrie verheißen, erfüllen werden, bleibt abzuwarten.

Unabhängig von der rein fabrikationstechnischen Verbesserung der Papierherstellung hat man durch Anwendung der neuesten allgemeintechnischen Fortschritte, wie Anwendung von Wärmepeichern (Ruthspeichern), verbesserte Wärmeflotte, Mehrmotorenantrieb der Papiermaschinen, elektrischen Einzelantrieb der Schleifer, Holländer und Kalander, durch moderne Transportanlagen, Elektrokarren usw. den betriebstechnischen Wirkungsgrad der Papierindustrie so weit gesteigert, daß moderne Betriebe dieser Art als Musterbeispiele der fließenden Fertigung angesehen werden dürfen.

Technische Neugkeiten.

Reines Vanadium. Seit Sessström 1830 das in vielen Eisenerzen, Basalten usw. vorkommende metallische Element, Vanadium, entdeckt hatte, das hauptsächlich zu Metalllegierungen benutzt wird, war es nie gelungen, dieses Metall in reiner Form zu erhalten. Jetzt erst, also fast nach hundert Jahren, haben zwei amerikanische Chemiker, J. W. Marden und M. S. Rich, ein Verfahren gefunden, das Metall von seinen Beimischungen zu trennen. Die Methode der beiden Gelehrten besteht in einer Mischung von Vanadiumoxyd, metallischem Calcium und Calciumchlorid, die in einem elektrischen Schmelzofen eine Stunde lang einer Temperaturwirkung von 900 Grad unterworfen wird. Wenn die erhitzte Masse unter stetem Rühren in Wasser gekühlt wird, scheidet sich das Vanadium in Form von hellglänzenden Perlen ab, und die Analyse ergab, daß diese zu 99,9 Prozent aus dem reinen Metall bestehen.